

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 213

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Artfremde Wesen nehmen die Hügel ein. Bild: pd

APPENZELL

Laubbläser erobern die Heuwiesen

Alle Vögel sind schon da ... Sie künden zwitternd den nahen Sommer an. Die Bauern sind kribbelig, weil das Heuen bald wieder ihren Alltag bestimmt und die Alpfahrten bevorstehen. Da das Wetter wesentlich daran mitbeteiligt ist, wie gut die Heuernte ausfällt, heisst das Motto – auch für die Bauern – «Je schneller, desto Geld». Vier Schnitte pro Sommer sind auch im Appenzellerland zur Norm geworden. Traktoren, Weidemäher, Heuzettler, Ladewagen, Rundballenpressen und immer weniger Bauern kümmern sich ums Futter für das liebe Vieh. So kann es passieren, dass während einer Frühlingswanderung im grünen Hügelgebiet plötzlich artfremde und ortsuntypische Wesen auftauchen. An steilen Abhängen bewegen sich dinosaurierähnliche Gestalten mit einem überlangen Rüssel. Mit Benzinmotor, wie ein Rucksack getragen, einem Pamir-Gehörschutz auf dem Kopf und langem Blasrohr in den Händen befördern sie die Heumaden talwärts.

Ich traute meinen Augen und Ohren nicht, als ich vor Kurzem in eine solche Szene geriet. Kein Roboter aus einem Science-Fiction-Film der Siebziger Jahre – nein – eine Appenzellerbäuerin mit einem Laubbläser bestückt, arbeitete im steilen Hang ihres Heimatlis. Sie erledigte

alleine in Sturmeseile (Laubbläser blasen mit bis zu 300 Stundenkilometern) das Bergheuen. Ohne einen solchen Laubbläser hätte das Heuen an diesem Hang viermal länger gedauert. Und die Geräusche der Rechen im dürren Heu, des leisen Windes und die Stimmen der arbeitenden Menschen hätten einen Wohlklang ergeben ... So träumte ich auf dieser Wegstrecke vor mich hin. Weit und breit war keine Gewitterwolke in Sicht, die Kühe weideten friedlich und der Säntis strahlte in der Sonne. An seiner Nordwand prallte der Lärm des Laubbläses ab und kam als ohrenbetäubendes Echo wieder zurück zum Heublätz. Mein Gruss ging im Lärm des Benzinmotors unter und blieb verständlicherweise auch unerwidert. Eine ganz neue Art von Idylle!

Wieder zu Hause schaute ich mir die Homepage von Appenzellerland Tourismus an. Dort lassen sie mich die echten Klänge Ausserrhodens hören. Vögel zwitschern, Schmetterlinge flattern animiert, Donner grollt und Regen prasselt, der Bläss bellt, Bienen summen laut, der Guggel kräht und im Bild öffnen und schliessen sich Blumen stumm und zeitgerafft. Dies alles umrahmt von einem «Cherli» lüpfiger Appenzellermusik. Bilder von Sennen, Schellen, glücklichen Tieren und einer intakten Natur preisen das Appenzellerland als ideale Destination für Gäste aus aller Welt an.

Ob Vögel, Schmetterlinge und Bienen bei solcher Hektik und diesem Lärm in der Landwirtschaft wohl in ein paar Jahren nur noch

auf Homepages erscheinen? Ob die Werber und Uwe Ochsenknecht dann immer noch das Geheimrezept des Appenzellerkäses entdecken wollen? Ob die Touristen in den appenzellischen Hügeln dann vielleicht Chüelis und Heuerlis spielen können mit bunten Kühen aus Plastik und hölzernen, alten Heurechen und -gabeln, weil es dann keine Bauern mehr gibt, nur noch Landwirtschaft?

Vielleicht sollte ich mir einen Laubbläser kaufen, und mit diesem einfach alles, was mir nicht gefällt, mit 300 Stundenkilometern fortblasen?

Verena Schoch, 1957,
ist Kamerafrau und Fotografin
und wohnt in Waldstatt.

SCHAFFHAUSEN

Aufwertungssosse um ein Bad

Am Morgen des 1. April 1944 bombardierte ein Geschwader amerikanischer Flugzeuge – wohl eher irrtümlicherweise – Schaffhausen. Es gab Tote und grösseren Sachschaden. Eine der Brandbomben schlug keine 50 Meter neben der Rhybadi ein, um ein Haar wäre also die Holzkonstruktion aus dem Jahr 1870 damals abgebrannt. Und die Provinzposse, die sich zurzeit um dieses Flussbad dreht, könnte gar nicht stattfinden.

So aber ist Schaffhausen seit ein paar Monaten gespalten.

Wie oft bei Provinzpossen fing alles an mit einem hibbeligen Jung-SVPler und seinen, well: «Ideen». Daniel Preisigs Postulat hiess «Ganzjährig nutzbare Rhybadi: Wellness-Oase mit Munotblick!». Klar: Der Mann suchte die politische Schlagzeile, vielleicht sah er sich auch schon «Sex On The Beach» schlüpfend auf einer Liege fläzen, dieweil geschickte Hände seine Jungpolitiker-Glieder massieren.

Wie dem auch sei: Das Parlament nahm Preisigs Steilpass auf und entwickelte klassisch politschwurbeind eine Vorlage, die nicht ganz so weit geht wie die feuchten Wellnessträume des Jungpolitikers, aber doch weit hinaus über eine sowieso anstehende Sanierung des in die Jahre gekommenen Kastenbads. Geplant sind nun eine Lounge mit 130 Sitzplätzen im untersten Teil der Flussbadi (auf Kosten von drei Nichtschwimmerbecken), ferner eine Sauna,

drei Massage-Behandlungsräume plus Backoffice und weitere Infrastruktur.

Endlich urban! Etwas für die Jungen! In Zürich gehts ja auch! Aufwertung des Rheinufers! Aufwertung überhaupt! Lebensqualität! Im kleinen Paradies! Juhuu!

Es brauchte das Referendum des Rhybadi-Stammgasts und SP-Kantonsrats Matthias Freivogel, um eine breite Diskussion – und vor allem: eine Volksabstimmung – zu erzwingen. Dass dieses Referendum mit gegen 2500 gültigen Unterschriften in drei Wochen (Rekord!) zustande kam, zeigt, dass nicht alle auf die fortschreitende Loungeisierung der Altstadt stehen.

Am 13. Juni können die Stadtschaffhause-rinnen nun darüber abstimmen, ob sie die vom Stadtparlament vorgeschlagene, 1,2 Millionen schwere Lounge-plus-Sauna-Spa-«Aufwertung» ihrer Rhybadi möchten oder nicht. Die Grundsanierung allein käme übrigens auf gut 400'000 Franken zu stehen. Rechne!

Die Gräben gehen quer durch alle Parteien, die SP etwa unterstützt Freivogel nicht, und verblüffenderweise ist auch die AL für die Lounge-inclusive-Variante. Die allermeisten Badi-Stammgäste sind für das Beibehalten des Status quo. Logisch – sie wissen, dass hier nichts künstlich aufgewertet werden muss.

Dass das Abstimmungskomitee der Lounge-Befürworter den Slogan «Ja – Rhybadi für alli» benützt, ist eher skurril. Denn der Ort ist auch deshalb einer meiner liebsten in Schaffhausen, weil er wahrhaft öffentlich ist: Nach dem Lösen des Eintritts (Einzelbillett zurzeit noch drei Franken, Saisonkarte fünfzig Franken) kann man einen ganzen Tag dort verbringen, kann selbst sein Essen und Trinken mitnehmen oder sich am Kiosk verpflegen und alles tun, wofür die von der «Annabelle» unter die zehn schönsten Flussbäder der Schweiz gewählte Rhybadi vorgesehen ist.

Etlliche der Stammgäste sind schon älter, während der Saison kommen sie Tag für Tag, es gibt welche, die werden über die knapp fünf Monate Öffnungszeit so braun und ledrig, dass Präventionsmediziner in Hautsachen bei ihrem Anblick leise hyperventilieren würden, andere sitzen im Halbschatten zusammen, bei Weizenbier, einem Café Crème oder Hälbeli Féchy,



Die ehrwürdige Schaffhauser Rhybadi vor der Loungeisierung. Bild: pd

und tratschen über Gott, die eigenen Gebrechen und die Welt.

Man wird das Gefühl nicht los, dass sich die Aufwertungsfetischisten an diesen Gästen stören. Als ob man einen Komplex hätte, Schaffhausen sei «alt», verstaubt und hinterwäldlerisch, und man müsse jetzt den Schalter finden und schnell «jung» und dynamisch werden, egal, wie und womit – nur schon des Standortmarketings willen und um nicht endgültig ins Hintertreffen zu geraten. Was natürlich eine unglaublich hinterwäldlerische, vor allem aber: verzagte Position ist ...

Meinerseits bin ich wild entschlossen, diesen Sommer in der Rhybadi in vollen Zügen und sehr, sehr unverzagt zu geniessen. Es ist vielleicht der letzte.

Jürg Odermatt, 1962,
ist Sänger bei Papst & Abstinenzler,
Korrektor und Mitbetreiber des Blogs
«Verfaulte Geschichten».

TOGGENBURG

Rauf auf die Alpen und runter in die Töbel

Ich möchte da anknüpfen, wo ich das letzte Mal aufgehört habe: bei der Kunsthalle Toggenburg und arthur#7. In diesem Jahr wird ihre Kunst auf der grössten Alp der Ostschweiz, der Alp Sellamatt am Fuss der Churfirster, hallen. Auf 1400 bis 1580 Metern über Meer. Ein kraftvoller Ort, wundervolle Aussicht, tolles Wetter, sonnig, geniale Kulisse. Das Energietal Toggenburg mal anders. Das kann durchaus auch auf die Kunsthallen übertragen werden. Sie brauchten viel Energie, um den Ausstellungsort auf der Alp zusammen mit den Künstlern zu erkunden und zu rekognoszieren. Es war «arschkalt, pflotschnass, schneebedeckt und e mega Milchsuppe mit Näbel» auf der Alp Sellamatt – und das am 12. Mai. Die Sherpas (Kunsthallenkolleginnen und Künstler) und ich als Esel am Schluss der Truppe (Wandermuffel mit Kindheitstrauma) ziehen bergauf, durch den talabwärts fliessenden Restschnee, graubraunen Dreck und Geröll. Im Berggasthaus Alp Sellamatt wärmen wir uns auf, schlagen uns die Bäuche voll und nicken verständnisvoll beim Betrachten der eintreffenden Hochzeitsgesellschaft, einer Braut Ton in Ton mit dem sagenhaften Nebel, der uns ein Lichtspiel in den Bergen bietet. Fast schon eine Kunstinstallation.

Eine Installation solarer Art gibt es auch ein paar Kilometer weiter unten im Tal. Unter dem Logo Energietal Toggenburg wird zum dritten Mal der Tag der Sonne installiert. Dieser ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Event innerhalb der Projektgruppe Energietal



Die Künstler wurden auf der Alp Sellamatt gehörig verschifft. Bild: Daniela Vetsch Böhi

Toggenburg herangewachsen. Neu installierte Anlagen in Wohn- und Geschäftshäusern können jeweils besichtigt werden, gleichzeitig kann man sich an der solaren Gewerbeausstellung im Berufs- und Weiterbildungszentrum Toggenburg in Wattwil über die neuesten Solarprodukte informieren. Trockene Technologie trifft Kultur. Poetisches und Informatives trifft sich im wilden Tobel der Thur und in den gediegenen Räumen mit Clubatmosphäre im Kraftwerk Krummenau. Unter der Regie von Barbara Bucher und der Choreografie von Sonja Rocha produziert das Chössi Theater Lichtensteig Shakespeares «Sommernachtstraum» im Kraftwerk-Tempel, unter Beteiligung der Kantonsschule Wattwil, des Jugendorchesters der Kanti Wattwil und des Freyder Ostenduntz Quartetts. Ausserdem informiert bis zum 17. Juni im Kraftwerk Krummenau das Energietal Toggenburg über die aktuellen und zukünftigen Entwicklungen der Wasserkraft. Lassen wir Energien zu Synergien zusammenfliessen.

Daniela Vetsch Böhi, 1968,
ist Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive
und Mutter von zwei Kindern.

VORARLBERG

Wie mir der Schnabel gewachsen ist

Im Mai tobte ein Mundartsturm durch Vorarlberg. Die Veranstaltungsreihe «mundartMai» versammelte in 19 Veranstaltungen im ganzen Land von Dornbirn bis Tschagguns (eine davon auch über der Grenze in Altstätten, aber interessanterweise keine in Bregenz) die Liebhaber regionaler oder sogar nur lokaler Phoneme, Wörter und Wendungen. Zu allen Lesungen gab es Musik, aber nicht von den bekannten und teilweise sehr guten Vorarlberger Bands mit Dialekttexten wie z. B. dem Holstuner-musigbigbandclub, sondern von Alphornbläsern, Männergesangsverein, Hausmusik oder Querflötenensemble – es sollten ja die Lesungen im Vordergrund stehen, Konzerte waren nicht vorgesehen. Veranstalter war zusammen

mit «Vorarlberger Nachrichten» und ORF einmal mehr der Dornbirner Lehrer und Verleger Ulrich «Gaul» Gabriel, der selbst Lieder und Kolumnen in – teilweise gewollt künstlicher – Mundart verfasst.

Das Vorarlberger Alemannische lässt sich in etwa ein Dutzend Dialekträume einteilen, die sich zumindest beim Hören teilweise doch erheblich unterscheiden. Von den vielzitierten Beispielen sei das Lustenauer «Äuoli» erwähnt, dessen anlautenden Triptong auch nur Lustenauer richtig aussprechen können. Gemeint ist ein Ei (eigentlich ein «Eilein», wird aber immer in diesem Diminutiv verwendet). Von der auch beliebten Wälderischen «Gadaladalälla» könnte ich mir vorstellen, dass man sie in der Ostschweiz auch versteht, wo es vielleicht an alten Häusern noch mehr von diesen Dingen gibt als bei uns.

Meine Urgrosseltern mütterlicherseits kamen aus dem heutigen Tschechien nach Österreich und mein bei der Eisenbahn bediensteter Grossvater mit seiner Frau nach Bregenz (wieso er ans andere Ende Österreichs versetzt wurde oder sich versetzen liess, habe ich nie erfahren). Ich wuchs in der damaligen Bregenzer Arbeitervorstadt (wenn man das in einer 20000-Einwohner-Stadt überhaupt so sagen kann) in einem Mehrparteienmietshaus auf, in dem u. a. Südtiroler wohnten und – wenn ich mich recht erinnere – niemand, der Wälderisch, Montafonerisch, Schweizerisch, Schwäbisch oder sonst etwas Heftiges gesprochen hätte. Meine Grossmutter hatte neben den damals obligatorischen «Vorarlberger Nachrichten» immer noch mehrere Wiener Zeitungen abonniert, die ich in jener Jugendphase, in der man einfach alles liest, von vorne bis hinten durchstudierte. Wir sprachen aber nicht etwa Wienerisch oder Niederösterreichisch zuhause, ich kannte nur viele Wörter, die in Vorarlberg nicht geläufig waren. Meine im selben Haushalt lebende Tante hatte einen steirischen Verehrer, der mir am Samstag die Comics-Beilage («Prinz Eisenherz») seiner Zeitung überliess. Dass er mir nebenbei auch ein paar steirische Phoneme herüberreichte, wurde mir erst viele Jahre später klar, als ich immer öfter gefragt wurde, ob ich aus der Steiermark käme.

Als Schulkind erlebte ich den Dialekt ausschliesslich als Mittel der Diskriminierung. Von den Mitschülern bis zum Volksschuldirektor piffen mich alle regelmässig an, ich solle nicht so geschwollenes Schriftdeutsch mit komischem Akzent daherreden, sondern doch einfach nur so, wie mir der Schnabel gewachsen sei. Dass ich genau das tat, wollte und konnte keiner einsehen. Eine mindestens 50 Jahre nachgelieferte Pointe war, dass ich mich vor zwei oder drei Jahren im Lokalfernsehen zu einer mässig lustigen Würstelstandbeurteilung überreden hatte lassen und mich fünf Minuten nach dem Ende der Sendung ein Zeitgenosse anrief, der mir ins Ohr brüllte, es heisse nicht «es isch guat gwes», sondern in Vorarlberg heisse es «es isch guat gsi», und was ich denn für ein Vogel sei, dass ich so komisch spreche.

Eine für mich angenehme Auseinandersetzung mit der Mundart hatte ich erst Jahrzehnte nach meiner Schulzeit, als ich bei meinen Lesungen fremde Dialektgedichte, vor allem die durch ihren Vokalreichtum dafür besonders geeigneten aus dem Bregenzerwald, stark übertrieben, falsch rhythmisiert und gedehnt buchstabengetreu so vorlas, wie sie mit den üblichen 26 Buchstaben des Alphabets geschrieben worden waren. Also zum Beispiel «meor neand liobor andoers züg» (wir nehmen lieber anderes Zeug) als «mé/ór/né/ánd/lí/óbor/án/dó/érs/züg». Das Publikum (auch das wälderische) fand das immer lustig, aber ich hatte ja eigentlich kein Copyright und keine Genehmigung, fremde Gedichte so zu verzerren, deshalb habe ich es später wieder bleiben lassen.

Heute freue ich mich, wenn ich eine so brillante Übersetzung eines Ray-Stevens-Songs ins Wälderische wie «I bea's wiodor Margreth» von Ulrich Troy (auf der CD «Stemmeisen & Zündschnur: Dia Sibt») höre oder in Idiotika (so heissen Dialektwörterbücher nun einmal) nach jenen der Realität viel genauer angepassten Wendungen suche, die die regionale Alltagssprache angeblich bereitstellt. Gefunden habe ich da noch nicht viel, aber es kann ja noch werden.

Kurt Bracharz, 1947,
arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist
und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

Touchdown an der ETH

Früher hiess es, das Beste an Winterthur sei der Schnellzug nach Zürich. Das war, bevor es die S-Bahn gab, und auch in manch anderer Hinsicht stimmt der Spruch nicht mehr – in einer allerdings schon: Das intellektuelle Leben hat hier auch im Frühling 2012 keinen grossartigen Aufschwung genommen. Daher gibt es hier für einmal einen Ausflug. Nach Zürich.

An der ETH sprach der deutsch-amerikanische Romanist Hans Ulrich Gumbrecht. Vor bald zehn Jahren hat dieser ein vielbeachtetes Buch geschrieben mit dem Titel «Diesseits der Hermeneutik». Darin geht es um die Frage, wie man dem Interpretationszwang Momente der Unmittelbarkeit entgegensetzen kann, wie man zu einer unvermittelten Position gegenüber «den Dingen dieser Welt» kommt, wie Präsenz zu haben ist.

In Zürich sprach Gumbrecht diesmal über Availability, die Allverfügbarkeit im digitalen Medien-Setup (Internet, Personal Computer, Smartphone et cetera), und stellte die Frage, ob man sich der elektronischen Revolution anpassen könne. Die Antwort: Man kann nicht anders – ausser man gehört zu einer Sorte Mensch, wie sie in Anekdoten vom einfachen



*Hohe Schule der Availability:
Ein Alligator zeigt Präsenz.* Bild: pd

Leben vorkommen. Gumbrechts ganz persönliche Anekdote ging so: Ein Professor, der sich in den Sumpfgeländen um New Orleans verlaufen hat, trifft auf zwei Afroamerikaner. Sagt der eine: Wissen Sie, Monsieur, es gibt zwei Arten Alligatoren hier. Die einen sind drei Fuss lang und butterzart. Sie schmecken ausgezeichnet. Die anderen sind vier Fuss lang und zäh. Man kann sie nicht essen.

Mehr braucht man in den Sümpfen nicht zu wissen, verfügbar sind die Beutetiere, nicht die Menschen. Aber Gumbrecht wohnt in Stanford im Silicon Valley, im Brennpunkt der elektronischen Revolution, und gerade da sind offenbar leicht Leute bei der Hand, die seinem Mythos vom einfachen Leben nachkommen. So ein Quarterback des dortigen Uni-Footballteams, der kürzlich einen Teamwechsel abgelehnt habe, da er zwischen einer Million, die er bisher verdient, und fünfzig Millionen, die ihm geboten wurden, keinen relevanten Unterschied erkenne. Der Professor lobte dies als mittelständische Beschaulichkeit, wobei sich zwei Interpretationen aufdrängen. Erstens: Im intellektuellen Gravitationsfeld des Präsenztheoretikers geht Touchdown über alle Zeichensysteme. Zweitens: Bei Alligatoren kommt es auf drei oder vier Fuss an, bei Menschen auf eine oder fünfzig Millionen hingegen nicht.

Diesseits der Anekdote steht diese Beschaulichkeit allerdings auf etwas unsicherem Boden. Nicht jeder hat die Mittel (sportliches Talent oder professorale Reputation), um sich der Allverfügbarkeit zu entziehen – und damit zurück in die Provinz. Hier baut die Stadt zusammen mit einem privaten Anbieter ein leistungsstarkes Glasfasernetz auf. Wir freuen uns daran, denn wenn es hart auf hart kommt, treiben wir uns bei aller Sehnsucht nach Unmittelbarkeit lieber im World Wide Web herum als auf der Alligatorenjagd.

Wendelin Brühwiler, 1982,
arbeitet an der Forschungsstelle
für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
der Uni Zürich.

Unter mächtigen Balken

Die Grubenmann-Sammlung ist ins Zeughaus Teufen gezogen.
Und Teufen erhält so doch noch ein Kulturzentrum.

VON KRISTIN SCHMIDT

Lebte Hans Ulrich Grubenmann heutzutage, er zählte zu den Stararchitekten. Die Holzbauten des Teufners gelten als herausragende Ingenieurleistungen, und das seit zweieinhalb Jahrhunderten. Das Einzigartige, Wegweisende seiner Brücken, Kirchen und Herrschaftshäuser, die riesigen, stützenfrei überspannten Räume lassen sich vor Ort trefflich erfahren. Doch für diejenigen, die mehr wissen wollen, empfiehlt sich eine Reise in den Geburtsort des Baumeisters: ins Zeughaus Teufen.

Hier ins Zeughaus sind nicht nur sämtliche Objekte der Grubenmann-Sammlung gezogen. Im Obergeschoss des Hauses wird die Holzbaukunst umfassender und eindrücklicher präsentiert als bisher im Alten Bahnhof Teufen. Zudem ist das Zeughaus mehr als ein Museum, es ist auch Veranstaltungssaal, Raum für Sonderausstellungen, Gemäldesammlung und eben Ort der Grubenmann-Sammlung – ein Kulturzentrum für Teufen also doch noch, nachdem das Volk hier vor Jahren Nein zu einem Kunsthaus für die Sammlung T gesagt hatte.

Symmetrie mit Schwung

Bereits auf dem Vorplatz zeigt sich des Hauses neue Aufgabe. Der Innerschweizer Künstler Christian Kathriner legte auf dem Asphalt eine Zeichnung an, eine Trajektorienzeichnung. Linien aus Strassenmarkierungsfarbe spannen sich über das Schwarz und verweisen auf ein grafisches Verfahren der Ingenieurkunst. Sie nehmen die strenge Symmetrie des klassizistischen Kublybaus auf und setzen mit ihrem Schwung den Betrachter in Bewegung – auf dass er die Schmalseite des Hauses erreiche und so den Eingang. Die Architekten Ruedi Elser und Felix Wettstein haben hier eine Begegnungszone geschaffen, die sich sicherlich bald auch einmal unabhängig vom Museumsbetrieb etablieren wird. Doch die Neugier aufs Innere treibt die Schritte hinein und hinauf im restaurierten hölzernen Treppenhaus.

Im ersten Stock präsentiert Ueli Vogt, Kurator des Zeughauses, die Eröffnungsausstellung «Ausgewogen?!». Elf Künstlerinnen und Künstler setzen sich mit Gewicht und Lasten auseinander und entwickelten ihre Arbeiten teilweise eigens für die Ausstellung. Die Trognerin Karin Bühler etwa bringt Grussworte von Felix Wilhelm Kubly an den Säckelmeister in Stucktechnik an die Wand. Die Zürcherin Sandra Kühne verwandelt Pläne in filigrane, im Raum hängende Gespinste, und Roman Signer baut eine Luftbrücke. Alle Künstlerinnen und Künstler bieten



Dachstockmodell im Dachstock: Die neue Grubenmann-Sammlung im Aufbau. Bild: Christiane Dörig

im weitesten Sinne neue Interpretationen des Holzbau-themas – und einen Kontrast zu den Gemälden Hans Zellers.

Vier Kuben haben die Architekten in das erste Obergeschoss gestellt und zwei davon sind in Gemäldekabinette für den Landschafts- und Portrait-Maler aus Waldstatt verwandelt. Zeller (1897–1983) malte die Landschaft und die Menschen seiner Umgebung, das traditionelle dörfliche Leben und das kulturelle Brauchtum des Appenzellerlandes. Seine Werke sind mittlerweile in eine Stiftung überführt und haben nun einen ständigen und angemessenen Platz gefunden. Sie verankern das Zeughaus einmal mehr in Teufen.

Bis tief unter die Dachschrägen genutzt

Den eigentlichen grossen Auftritt im Zeughaus erhält Hans Ulrich Grubenmann im Dachgeschoss. Hier unter den mächtigen hölzernen Balkenkonstruktionen vermittelt Ueli Vogt gemeinsam mit den Gestaltern von 2nd West und TGG einen lebendigen, vielseitigen Blick auf den Ingenieur. Sie verzichteten auf den Einbau geschlossener Ausstellungskuben und nutzen den Raum bis tief unter die Dachschrägen. Die Raummitte dominiert eine nach fünf Seiten hin mal mehr, mal weniger geöffnete Kiste. Vogt vergleicht sie mit einer begehbaren Vitrine.

Sie birgt die Modelle, die nicht mehr verglast sind, sondern einen Raum im Raum einnehmen und sogar überspannen. Ein Zeitstrahl zeigt eindrucksvoll die Schaffenskraft Grubenmanns. Bilderzyklen stellen Plandarstellungen, Aussen- und Innenansichten in verschiedenen Techniken und aus verschiedenen Zeiten einander gegenüber. Originaldokumente warten in Schubladen auf die Betrachter. Durch- und Aussichten stellen immer wieder den Kontakt zur umgebenden, realen Holzkonstruktion dar. Im 1:1-Verhältnis ist ein Stück Dachstock nachgebaut. Was keinen Platz in der Vitrine fand, wird dennoch nicht den Blicken entzogen, sondern in einem Schaulager aufbewahrt.

Besonders stolz ist Vogt auf die neu geschaffenen Arbeitsplätze in den Dachseiten. Hier kann konzentriert und werknah gearbeitet werden, am besten natürlich mit Grubenmann-Bezug. Aber auch allgemeiner betrachtet, gibt es im Holzbau noch viel zu erforschen. Und so wird auch die Grubenmann-Sammlung wachsen und immer wieder in neue Zusammenhänge gestellt.

Zeughaus Teufen.

Eröffnungsfest Samstag, 9. Juni,
12 Uhr; Sonntag, 10. Juni, 9.45 Uhr.
Mehr Infos: www.zeughauseufen.ch

Ein Eindruck von Schmörgeligkeit

Die St.Galler Regierung hat den Sparbefehl des Kantonsrats befolgt und ein weiteres Sparpaket geschnürt.

Anfang Juni kommt es vor den Grossen Rat. Davon betroffen sind alle.

VON ANDREAS KNEUBÜHLER

Müsste man das Sparpaket verfilmen, könnte man beispielsweise mit einer Flugaufnahme beginnen: Von weit oben würde man zuerst die Schweiz erkennen, dann diesen Kanton mit seiner wenig attraktiven Randlage, ein bisschen Berge, ein bisschen See. Im Tiefflug wären ein paar Industriebetriebe zu sehen, einige Hightech-Unternehmen im Rheintal. Im Voice-over-Kommentar würden all die Sätze vorkommen, die in den Studien und Berichten von Forschungsinstituten und Consultingfirmen stehen, die in letzter Zeit über den Kanton St.Gallen veröffentlicht wurden: Es würde erklärt, dass es sich um einen Kanton handelt, der wirtschaftlich zu den schwächeren gehört, der eine vergleichsweise schlanke Staatsverwaltung hat, der nicht verschuldet ist, sich aber Steuerreduktionen leistete, die das Forschungsinstitut BAK Basel als «sportlich» qualifizierte. Vielleicht könnte ein letzter Satz lauten: «Ohne Steuersenkungen hätte der Kanton St.Gallen 2010 rund 850 Millionen Franken mehr eingenommen.»

85 Sparvorschläge

Inzwischen wäre die fliegende Kamera auf dem Klosterplatz angelangt. Sie würde durch die langen Gänge des Regierungsgebäudes streifen, dann ein paar Treppen hoch bis in einen Raum voller Journalisten. An einem Tisch sähe man Regierungspräsidentin Karin Keller-Sutter, die ihren letzten grossen Auftritt hat, daneben Finanzchef Martin Gehrer. Hinter Karin Keller-Sutter ist ein vertikales Schild zu erkennen. Darauf steht der Slogan: «St.Gallen kann es». Wahrscheinlich müsste man nun als Erklärung folgende Untertitel einblenden: Der Kanton St.Gallen leistet sich ein drittes Sparprogramm in zwei Jahren. Am 4. Mai gibt die Regierung die konkreten Massnahmen bekannt. Sie sollen Einsparungen von 200 Millionen Franken bringen.

In der Folge wären Visualisierungen schwierig. Einige der 85 Sparvorschläge sind allgemeine Budgetkürzungen bei Staatsstellen. Vieles, was geplant war, muss zurückgestellt werden. Liest man die Sammlung durch, entsteht der Eindruck von Schmörgeligkeit. Ein Beispiel,

das man filmisch mit ein paar Close-Ups dokumentieren könnte, wären die 15'000 Franken, die die Amtsnotariate einsparen sollen. Bisher gab es dort erste unentgeltliche Auskünfte für St.Gallerinnen und St.Galler, die einen Ehe- oder einen Erbvertrag abschliessen wollten. Ihnen wird erklärt, was die Möglichkeiten und Grenzen solcher Verträge sind. Es sei besser, solche Auskünfte nicht telefonisch zu erteilen, sondern wenn man den Leuten gegenüber sitzt, sagt Marcel Kreienbühl, Leiter des Amtsnotariats Wil-Toggenburg. Manchmal müsse man beispielsweise etwas aufzeichnen.



Schülerarbeit «1400 Sekunden Gallus» – jetzt will der Kanton ausgerechnet bei der Bildung sparen. Bild: pd

Wenn nun bei den Amtsnotariaten 15'000 Franken eingespart werden müssen, bedeutet dies nicht, dass es keine unentgeltlichen Auskünfte mehr gibt – die Notare sind einfach weniger grosszügig. «Man nimmt sich nicht mehr soviel Zeit wie früher oder sagt irgendwann: Ab jetzt kostet es», erklärt Marcel Kreienbühl. Klare Regeln sind nicht vorgesehen. Es tönt nach «je nachdem». Man könnte nun sagen, einen solchen Service müsste sich ein Staat für seine steuerzahlenden Bürgerinnen und Bürger doch leisten können. Solche Stimmen haben im Kantonsrat bisher keine Chance gegen den Block mit SVP und FDP, der von der CVP unterstützt wird. «Das nächste wird die Einführung einer gebührenpflichtigen Telefonnummer sein», sagt SP-Fraktionschef Peter Hartmann.

Unterricht in der Aula

Einschneidend sind aber vor allem die Massnahmen, die den Bildungsbereich treffen. Vorgesehen ist unter anderem eine Erhöhung der Studiengebühren für die Studierenden an der Universität und den Fachhochschulen. Es hat auch Vorschläge, die fast schon absurd wirken. So sollen in den Kantonsschulen 400'000 Franken eingespart werden, indem für einzelne Lektionen mehrere Klassen gemeinsam in der Aula unterrichtet werden. Allerdings fehlen das dafür nötige Mobiliar und Schulmaterial. Leider steht nirgends, wie viel das kosten würde. Für die Pädagogische Hochschule schlägt die Regierung ein ganzes Bündel von Massnahmen vor. So wird etwa der Gebäudeunterhalt auf ein Minimum reduziert. Das Angebot, ein zweites Musikinstrument zu lernen, wird abgeschafft. Es gibt weitere solcher Massnahmen. Die Auswirkungen umschreibt die Regierung als «Abnahme der Attraktivität des Studiums an der PHSG». Das gleiche Spiel bei der FHS St.Gallen. Es wird alles Mögliche gekürzt und zusammengestrichen. Als Folge davon könnte «eine Abwanderung von Studierenden an andere Hochschulen einsetzen».

Auf den ersten Blick scheint die Kultur glimpflich davonzukommen. Die Kulturbeiträge an Projekte und Kulturinstitutionen werden um 50'000 Franken reduziert, der Förderkredit eingeforen. Die Leistungen des Kantons seien «für das Überleben vieler Institutionen zwingend», heisst es etwas gar lapidar im Kommentar. Auf den zweiten Blick sind die Einschnitte markanter. Die Regierung schlägt vor, die Beiträge an die Denkmalpflege um zehn Prozent zu kürzen. Die fehlenden Gelder sollen über den Lotteriefonds ausgeglichen werden, obwohl es sich dabei um Staatsaufgaben handelt. Das bedeutet, dass es ab 2013 130'000 Franken weniger für kulturelle Projekte zu verteilen gibt. – Wahrscheinlich könnte auch ein Film über das Sparpaket nicht mehr gefördert werden.

Konkrete Beispiele aus dem Sparpaket werden im Ostblog veröffentlicht.

Protziges Getue Der Modelhof in Müllheim, Regierungssitz des selbster- nannten Staates Avalon, ist ein Architekturverschnitt zwischen Tempel und Sporthalle.

VON RENÉ HORNING



Renaissance, verkehrt herum: der Modelhof. Bild: René Horning

«Herrschaft nomol, tuet dä jetzt protzig.» Der Thurgauer Spruch, einst eine Kritik an den Schlössern auf dem Seerücken, hat ein neues Objekt im Visier: den Modelhof in Müllheim. Nicht dass Müllheim eine heile Welt wäre. Da gibt es bereits eine ummauerte Villa mit einem modischen Neubau mit rostiger Fassade. Da kleben einige neue Mehrfamilienhäuser am Hang, und auch eine Beton-Raiffeisenbank steht mitten im Dorf. Doch jetzt hat Daniel Model alles übertrumpft.

Was den Erben der Verpackungsfabrik aus dem benachbarten Weinfeldern umtreibt, ist «Saiten»-Leserinnen und -Lesern bekannt. Er sieht sich als selbsternanntes Oberhaupt des Staates Avalon. Das sei ein «elitärer Staat». Um aufgenommen zu werden, müsse man eine Eintrittsprüfung bestehen und sollte sich zur «Freigeisterei» hingezogen fühlen und vom Leistungsprinzip überzeugt sein, sagt Model in einem Interview, das das «Liberal Institut» von Robert Nef publiziert hat. Die Münzen seines Staates hat Model bereits prägen lassen, anfangs Juni wird nun sein Palast eingeweiht mit Bachs H-moll-Messe («Dresscode: Elegant. Dunkler Anzug, Krawatte»).

Aufwändig kaschiert

Ein ziemlich protziger Bau für eine sektierisch anmutende Idee. Doch was steht da eigentlich? Ein Tempel? Ein Opernhaus? Ein Palast von Ceaușescu? Ein Verschnitt von allem und einigem mehr. Eigentlich sei es kein besonders teurer Bau, sagen beteiligte Handwerker, doch das Backsteinmauerwerk ist aufwändig kaschiert: über dem weissen Granitsockel eine fein geschliffene Wand aus Rorschacher Sandsteinquadern mit sorgfältig verschliffenen Fenster-

simen. Viele der wichtigen Handwerkernamen der Region stehen auf der Bautafel.

Wer von der Bahnhofstrasse in die Sackgasse der Hofstrasse (!) in Müllheim einbiegt, dem fällt zuerst die Apsis auf der Rückseite auf. Die erste Assoziation: eine Kirche. Dann streift das Auge die wuchtigen Fensterlaibungen. Die Fenster selbst sind im Hochparterre rechteckig, aber mit enttäuschend einfachen Kreuzsprossen: zu simpel und zu fein für die Dimension der Öffnungen. Viel aufwändiger die Bogenfenster im Obergeschoss: Hier spielt das Haus Renaissance-Schloss – nur verkehrt herum. Hohe Bogenfenster unten, nach oben niedriger werdende Etagen, lautete damals das Gesetz.

Doch der «archaische» Stilmix, wie ihn Daniel Model selber nennt, ist Programm. Entwurfsarchitekt Urs Strähl von der benachbarten Bildhauerschule und Daniel Model sind so lange zusammengewesen, bis jeder seine Lieblingsdetails irgendwo umgesetzt hatte – Strähl etwa seine «cassinische Kurve», die auch in der Anthroposophie vorkommt. Kein Wunder, haben die modellierten Fensterkuppeln und das Vordach über der Haupttreppe Goetheanum-Anklänge. Die Messing-Haupttüre aber ist mit Dreiecken und Sternen verziert, als wäre hier eine Loge zu Hause. Der im Moment noch leuchtend kupferne Dachaufbau wiederum erinnert an eine aufblasbare Sporthalle.

Die Fratzen des Liberalismus

Die Wasserspeier frönen der Bildhauerei. Tierköpfe und Fratzen schauen von oben herab, brave Schafe, kämpferisch gehörntes Steinwild, aber auch den Betrachter verhöhrende Fratzen. Nein, Daniel Model wollte damit nicht sein Geschäftsgebaren darstellen. Aber unwillkür-

lich erinnern uns diese Figuren daran, wie rigoros er mit Personal umgeht, das sich schlechtere Arbeitsbedingungen nicht gefallen lässt, und wie er als einer der ersten Thurgauer Unternehmer seine Leute bei gleichem Lohn zwei Wochenstunden länger arbeiten liess, als der Frankenkurs gegenüber dem Euro letztes Jahr derart hochschnellte.

Der Innenhof ist auf vierzehn Metern Höhe mit einer Kuppel überdeckt. Gut zwanzig Räume hat das Haus, einige sehr farbig ausgestattet, andere mit Stofftapeten und klassisch getäfert. Innen-Verschattungen mit Holzfaltläden zitieren die Ausstattung des 19. Jahrhunderts – Zitate quer durch die Zeiten.

Daniel Model stellt das Haus gerne als Ort der Kunst und des Nachdenkens vor. Das Modelhof-Musikensemble sucht auf der Website ebenso Mitglieder wie das Schauspielensemble, und eine Bibliothek «mit den hundert liberalsten Büchern» wird hier eingerichtet. Dass sich Models Liberalismusverständnis politisch am rechten Rand bewegt, weiss man aus vielen Stellungnahmen im Thurgauer Arbeitgeberverband und aus Interviews. Nicht zufällig findet man auch einen Beitrag von ihm in der Festschrift für Robert Nef, Model sitzt auch im Stiftungsrat von dessen «Liberalen Institut». Die Liste der sechzig Autoren in dieser Festschrift liest sich wie das Whois-who des Schweizer Rechtsbürgertums. Daniel Model sinniert dort zum Thema «Sie haben viele Antworten – doch was sind die Fragen?». Herrschaft nomol! – Noch Fragen?

Modelhof Müllheim. Eröffnungskonzerte am Samstag, 2. Juni, 20 Uhr; Sonntag, 3. und 10. Juni, 17 Uhr; Samstag, 9. Juni, 19 Uhr. Mehr Infos: www.modelhof.ch

Trafico tropical

Das kolumbianische Postauto heisst Chiva und ist weiblich. Sie ist nicht gelb, wenigstens nicht ausschliesslich – sie ist bunt angemalt. Verziert ist auch die Windschutzscheibe bis auf einen kleinen Streifen für das Nötigste. Jede Chiva hat einen eigenen Namen und ist immer einem Heiligen gewidmet. Sie verbindet eine Landschaft mit der jeweiligen Stadt. Man trifft sie auf Strassen an, die schmäler sind als sie selbst, und auf denen sich trotzdem zwei davon kreuzen können. Wer sie besteigt, bekreuzigt sich. Auch der Chauffeur. Vor allem der Chauffeur.

Eine Chiva hat immer eine gewaltige Soundanlage installiert. Die zahlreichen Lautsprecher lassen sich überall anschrauben, denn die ganze Hülle ist aus Holz geschreinert. Aus Chanul, einem bockharten Tropenholz, dem man unglaublich viel zutrauen kann. In der Chiva sitzen bis zu sechzig Personen auf etwa acht quer über die Brücke montierten Sitzbänken. Der Zugang ist auf der rechten Seite. Links ist eine fensterlose Öffnung, stahlbewehrt und darüber eine aufgerollte Blache, die man herunterrollt, wenn es kalt ist oder regnet. Der Fahrbegleiter, der hier Adjutant heisst, angelt sich aussen, auf einem zehn Zentimeter breiten Vorsprung, den Sitzreihen entlang und kassiert das Fahrgeld. Hinten stehen in aller Regel ein paar überzählige Fahrgäste auf einer offenen Plattform und halten sich an reichlich montierten Eisenstangen fest. Hin und wieder schafft es eine solche Fuhre in die städtische Zeitung mit der Überschrift: «So nicht!», und die ausgeschnittenen Artikel hängen dann für eine Zeit in den Läden auf dem Lande und die Einheimischen nehmen sie freundlich zur Kenntnis.

Die Reisen des Don H.

Die Leute reisen niemals allein. Jede Reise hat ihren Zweck. Und meistens geht es darum, etwas zu bringen oder zu holen. In die Stadt kommen so tonnenweise Gemüse und Früchte, zurück Baumaterial, Möbel und dergleichen. All das reist auf dem Dach der Chiva mit. Es gibt keine Gewichtsbeschränkung. Es gibt auch keine Platzbeschränkung. Ob ich mit einer halben Tonne Zementsäcke reise, mit zwei Kubikmetern Hühnerkäfigen, zehn Säcken Kartoffeln, einem zerlegten Fertighaus, acht Meter langen Brettern oder nur mit einer leeren Einkaufstasche, spielt keine Rolle. Man weiss auch nie, wer womit unterwegs wartet. So kann die Reise, je nach Fracht, die Hälfte oder auch das Doppelte dauern, und man hat es entweder bequem oder steht in einem Zwischenraum, der nur gerade einen Meter vierzig hoch ist und keiner Serife Platz gäbe. Dazu immer Salsa. Und unendlich freundliche Leute, die schwatzen und lachen, abends mehr als morgens, wie das ja im Postauto in der Schweiz auch der Fall ist. Es gibt einen

Einheitspreis, egal von wo bis wo die Reise geht. Zu- und aussteigen kann man überall. Es reklamiert niemand über einen völlig widersinnigen Stopp zwanzig Meter nach dem letzten. Ein gutes System und günstig.

Mit etwas Einfluss lässt sich der Service noch ausbauen. So wie es unser Nachbar Don H. fertigbringt, wenn er mit seiner Frau aus der Stadt mit einem Säcklein Einkäufe zurückreist. Von der Strasse bis zu ihrem Haus ist es ein halber Kilometer. Mit Don H., seiner Frau und ihrem Sack an Bord legt der Chauffeur den Rückwärtsgang ein und fährt die enge und kurvige Strasse retour hinauf. Unterstützt vom Adjutanten und an kritischen Stellen auch von allen Passagieren. Bis vors Haus des Don H.! Dort wird der Sack abgeladen, den beiden Passagieren aus dem Gefährt geholfen und dann geht die Reise weiter. Wunderbar. Solcherlei gibts zuhau.

Vor einiger Zeit lernte ich, wie die Chiva in Schuss gehalten wird. Unten an der Strasse, dort, wo sie morgens ihre Kehrtwende macht, stand sie da, mit offener Haube. Der Chauffeur füllte Wasser nach. Ihr Kühlsystem hatte ein Leck. Er bestellte sechs Eier – auf dem Land kann man das immer –, schlug sie wie zum Frühstück am Pfannenrand kunstvoll auf und leerte sie in den offenen Radiator, ins heisse Wasser. Leck geflickt.

Irrfahrt durch Cali

Seit kurzem sind wir selber motorisiert. Mit einem Detroit-Dinosaurier aus dem letzten Jahrhundert. Ich fahre mit unserem Monster und fünfzehn Stundenkilometern die fünfzehn Kilometer lange Lehmplatte hinunter bis anfangs Teer und dann hinein in den Wahnsinn des Stadtverkehrs. Beim Eisenwarenladen kaufe ich ein und will wieder zurückfahren, aber die Zufahrt ist Einbahn und ich muss hinunter statt hinauf; kein Problem, weil es ja überall Querstrassen hat. Aber die Querstrassen sind ebenfalls Einbahn. Links weg statt rechts. Neben mir die Piste des Mio, des ganz neuen Bussystems. Die ist mit Betonwänden von der Strasse abgegrenzt. Ununterbrochen. So geht es also südwärts, weg von zuhause. Ewig. Die Quartiere hier liefern die Geschichten für das lokale Boulevardblatt, den «Q'hubo». Das heisst: Was ist los? Und was los ist, sind die aktuellsten Schindludereien, verbreitet mit mehr Rot an einem Tag, als der «Blick» in einem Jahr verbraucht. Glücklicherweise hat mein Pickup getönte Scheiben. Also weiter. Südwärts. Von roter Ampel zu roter Ampel. Mein Schweizer Verkehrsverband erlaubt mir zwar zu akzeptieren, dass es nie direkt von A nach B geht, sondern via einen guten Teil vom Rest des Alphabets, aber dass darin eine Logik verborgen ist, sich darin ein verkehrsplannerischer Algorithmus finden lässt, kann ich nur erahnen und lässt meinen Glauben an die

Vernunft noch nicht ganz sterben. Während der Suche hinter dem Steuer, das seine eigentliche Bedeutung im Prozess ebenfalls fast völlig verliert, revitalisieren sich die letzten operierenden Nervenstränge von Zeit zu Zeit mit einem Heureka und motivieren zum Weitermachen.

Das grosse Muster hinter allem

Wie schon gesagt: Hier baumelt von jedem Rückspiegel ein Rosenkranz und auf jedem Heck klebt ein Bild von Mother Mary und ihrem heilsbringenden Sohn. Diese Symbole der Hoffnung im Strassenverkehr Calis sind die eigentlichen Verkehrssignale. Ohne sie wäre hier infernalisches Zähneknirschen und lautes Wehklagen Programm. Es ist der Glaube an etwas Wichtigeres, Grösseres als an den Verkehr und seine beschränkte «Bring-mich-bitte-von-Anach-B»-Botschaft. Es geht um mehr, es geht um das Werden und Vergehen des Universums, um riesige, glühende Meteoriten. Es geht um die Erde im unendlichen Dunkel des Weltalls, um unsere persönliche Endlichkeit, unsere völlige Unbeholfenheit darin. Und es geht darum, dass wir trotz unserer absoluten Nichtigkeit unsere so offensichtliche Lächerlichkeit ernst nehmen müssen. Oder dürfen. Und wir uns in ebendieser, bestenfalls von festem Glauben und grosser Hoffnung erfüllten Einsicht wie frisch Verliebte ins Chaos des Moments werfen, weil es uns wie die sichere Zukunft erscheint.

Und wenn sich die Chauffeure bekreuzigen, wäre ein ratiolastiger Geist versucht zu meinen, sie würden stattdessen lieber bremsen und bei Rotlicht stoppen. Seit ich hier selber fahre, weiss ich, dass es nicht primär um die Dinge geht, die uns nach dem Leben trachten, sondern um die Dinge, die nach der Seele greifen. Auf der Irrfahrt durch Calis Süden, mit dem Zement und den Betoneisen für die Küchenanrichte hinten auf der Brücke, habe ich erkannt, was der Unterschied ist zwischen dem, was die Kirche feilhält und dem Angebot der Motorfahrzeugkontrolle.

Irgendwann und irgendwie war ich dann wieder auf der verschlissenen Landstrasse hinauf nach Hause unterwegs, mit fünfzehn Stundenkilometern. Ich habe keine Ahnung, wie. Ich erinnere mich nur, dass ich verschiedene Gebäude von allen vier Seiten gesehen habe und einige davon diverse Male. Es bleibt mir das nächste Mal nichts anderes übrig, als es wie die Chiva-Chauffeure zu machen: der Griff nach dem Aus-Schalter an der Stirn. Der Griff nach dem Ein-Schalter an der Brust und der mysteriöse, dritte Griff nach rechts: remote on.

Andreas Bächler, 1954,

lebt seit 2010 in der Umgebung von Cali und hat mit seiner kolumbianischen Frau eine Finca aufgebaut.



Bilder: pd